



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

The Jamie Saft Quartet: Hidden Corners; Jamie Saft (p), Dave Liebman (ss, ts, fl), Bradley Christopher Jones (b), Hamid Drake (dr); RareNoise / Cargo

Wenige Musiker haben eine solch beeindruckende Credit-List wie der 1971 in Brooklyn geborene Jamie Saft – von A wie John Adams bis Z wie John Zorn. Und dies nicht nur als Tastenkünstler, sondern auch als Produzent und Toningenieur. Viele Jahre war der Mann mit dem markanten Bart hierzulande bestenfalls ein Geheimtipp. Doch seit er aus New York ins beschauliche Hudson Valley gezogen ist, kümmert sich Saft verstärkt um eigene Projekte, mit denen er auch in Europa tourt.

Was nun alle Fans spiritueller Jazz-sounds auf eine live-haftige Begegnung mit „The Jamie Saft Quartet“ hoffen lässt, dessen Album „Hidden Corners“ grandios auf den Spuren von John Coltrane, Albert Ayler und Pharoah Sanders wandelt. Deren Suche nach ekstatischen Bewusstseinszuständen in der Musik paart der Liebhaber jüdischer Mystik mit Elementen kabbalistischer Numerologie, was man jedoch nur als intellektuellen Überbau zur Kenntnis nimmt. Denn grau ist alle Theorie – die Soundscapes dieser audiophilen Scheibe dagegen strotzen vor leuchtenden Farben.

„Positive Way“ ist die erste Offenbarung, folgt doch dem flirrenden Piano-Einstieg samt lässig groovendem Bass das feurige Tenorsax von Dave Liebman als „healing force“ im brodelnden Geschehen, das bei „Seven Are Double“ in faszinierender Quirligkeit noch wilder aufkocht. Wobei Bradley Jones' Bass derart wuchtig durchschlägt, dass dieser Track künftig für Subwoofer-Tests genutzt werden sollte. Bei „Yesternights“ erlebt dann Lieb's Sopransax die Apotheose in Trane's Gefilde, während seine delikate Flöte „231 Gates“ zu luftiger Interaktion öffnet. Ein faszinierendes Erlebnis großer Emotionen von spiritueller Luzidität.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Laura Jurd: Stepping Back, Jumping In; Laura Jurd (tp), Raphael Clarkson (tb), Alex Paxton (tb), Ligeti Quartet, Elliot Galvin (p), Anja Lauvdal (synth, electr) u. a.; Edition / Membran

Wer die Entwicklung der englischen Trompeterin Laura Jurd seit ihrem Debüt-Album „Landing Ground“ 2012 verfolgte, der spürte mit zunehmender Gewissheit, dass von der heute 29-Jährigen noch Großes zu erwarten sei. Ihr neues Opus „Stepping Back, Jumping In“ freilich übertrifft selbst kühnste Hoffnungen. Weshalb einem bereits nach wenigen Takten atemlosen Hörens Platons Diktum „Staunen ist der Anfang der Erkenntnis“ in den Sinn kommt. Und die Frage, warum nicht auch deutsche Konzerthäuser derartige Projekte beauftragen wie das Londoner „King's Place“ für seine Reihe „Venus Unwrapped“?

Denn dort gab man Laura Jurd die Chance, ein 14-köpfiges Ensemble zu formieren, das mit faszinierender Spielfreude wahre Wunderwelten moderner Klangkunst kreiert, deren melodische wie rhythmische Vielschichtigkeit voller farbenreicher Kontrastierungen gleichermaßen Herz und Verstand überwältigt. Ihr knapp elfminütiger Opener „Jumping In“ serviert in rasanter Brillanz bereits alle Zutaten, die hier gewitzt durchdekliniert werden: Streicher gegen persisches Hackbrett, Blech gegen Banjo, garniert von packenden Beats aller Rhythmiker. Elliot Galvins atemberaubendes „Ishtar“ führt dagegen subtile Synthi-Sounds mit Geigenklängen raffiniert in freie Gefilde, füllt Pausen perkussiv und gibt auch Laura Jurd ein feines Showcase.

Deren „Jump Cut Shuffle“ alles andere als das ist, tönt hier doch allein das Ligeti Quartet minimalistisch. Während Anja Lauvdals „Companion Species“ sich als trickreich brodelnde Jazznummer samt strahlender Trompete erweist. Ein grandios inszeniertes Meisterwerk, das Jazz zu zeitgenössischer Kammermusik adelt und in ungeahnte Dimensionen hebt.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Maria Farantouri / Cinan Türkoglu: Beyond The Borders; Maria Farantouri (voice), Cinan Türko lu (saz, kopuz, voice), Anja Lechner (ce), Izzet Kizil (perc); ECM / Universal

Im osmanischen Reich des 17. Jahrhunderts wäre die Kollaboration griechischer, türkischer und armenischer Musiker nicht ungewöhnlich gewesen, für die man heute viele Grenzen überschreiten muss. Einzig die deutsche Cellistin Anja Lechner scheint auf den ersten Blick nicht in das levantinische Ensemble zu passen, ist aber ob ihrer langen Beschäftigung mit dem armenisch-griechischen Komponisten Gurdjieff prädestiniert, hier vibrierend-farbenreiche Streicherklänge beizusteuern. Die in schöner Flächigkeit die perlenden Single-Notes der Baglama, der populärsten Langhals-Laute aus der Saz-Familie, oder der Kurzhals-Laute Kopuz, die im 15. Jahrhundert das beliebteste Instrument osmanischer Serrailmusik war, delikat grundieren. Und etwa bei „Yo era ninya“, einem traditionellen sephardischen Lied der 1492 nach Smyrna ausgewanderten spanischen Juden, den zart-brüchigen Kontra-Alt von Maria Farantouri mit großer Emotionalität be-seelen. Was sich bei der syrisch-libanesischen Karfreitagshymne „Wa Habibi“ in bewegender Eintracht fortsetzt.

Ohne dass Brüche auch nur ansatzweise spürbar würden, stehen auf „Beyond The Borders“ traditionelle Stücke unterschiedlicher Epochen und Regionen neben zeitgenössischen Kompositionen des in Athen lebenden Cinan Türkoglu, wobei die im Booklet abgedruckten Liedtexte der Lyrikerin Agathi Dimitrouka ohne profunde Griechisch-Kenntnisse leider unverständlich bleiben. Doch dank Maria Farantouris intensiver Vortragskunst spürt man jederzeit die Poesie ihrer Worte, die über den flirrenden Klängen der Lauten, zu denen sich die uralte Rohrflöte Ney, die türkische Kastenzither Kanun sowie sanft tuckernde Perkussions-Akzente gesellen, einen unwiderstehlichen Zauber in orientalischer Farbpracht austrahlt.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

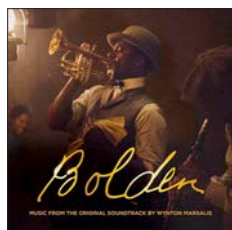
Triosence: Scorpio Rising; Bernhard Schüler (p), Omer Rodriguez Calvo (b), Tobias Schulte (dr); OKeh / Sony

20 Jahre Triosence – für das Trio um den Pianisten Bernhard Schüler allemal ein Grund zum Feiern, mit einem neuen, ihrem achten Album. Erst auf dem Umweg über Japan auch daheim bekannt geworden, sind Triosence längst eine feste Größe der hiesigen Jazzszene. Ihr nachvollziehbar-melodiebetonter, klar strukturierter „Songjazz“ kommt gerade auch bei Hörern an, die sonst mit Jazz nicht viel anfangen können.

Dafür gab es Jazzcharts-Platzierungen und Preise, doch blieb die Band in all der Zeit nicht unverändert; am Bass wechselte das Personal gleich mehrfach. Schülers aktuelle Partner kann man bereits als langjährige Mitglieder anderer Trios kennen: den aus Kuba stammenden Kontrabassisten Omer Rodriguez Calvo (Ramón Valle Trio, Tingval Trio) und den Kasseler Drummer Tobias Schulte (Edgar Knecht Trio).

Zu den Songs – und als solche versteht er seine kantablen Melodien – ließ sich der Pianist von Reisen, Erlebnissen, Einsichten anregen, doch schon der Albumtitel verdankt sich einer für ihn neuen Inspirationsquelle: der Astrologie. Nach dem Sternzeichen des Stiers, dargestellt durch eine volltönende, „erdige“ Melodielinie vom Kontrabass („Taurus Line“), meint „Scorpio Rising“ den Skorpion als Aszendenten, während bei „The Stars, The Sun And The Moon“ diese Trias der Gestirne als dreiteilige Songstruktur umgesetzt wird. Dank solch kompositorischer Kniffe kommt die Musik nie esoterisch daher, eher leicht, zugänglich und durchdacht. Und wenn arabisches Flair auf Walzertakt trifft („Arabian Princess“), Bossa Nova („Jasmine“) und Samba („Seu Dito“) Brasil-Flair versprühen, wird's auf ganz unangestrenzte Weise weltläufig.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Wynton Marsalis: Bolden (OST); Wynton Marsalis (c, tp), Vincent Gardner (tb), Michael White (cl), Victor Goines (cl), Don Vappie (g), Carlos Henriquez (b), Ali Jackson (dr) u. a. Blue Engine / Galileo MC

Ein einziges Foto gibt es von ihm – Charles Joseph „Buddy“ Bolden, dem legendären Kornettisten aus New Orleans und Urvater jener Musik, die als Jazz populär werden sollte. Ansonsten weiß man nicht viel von ihm. Sehr laut und klar soll er gespielt haben, was Buddy Bolden zwischen 1900 und 1906 zum beliebtesten Musiker der „Crescent City“ machte. 1907 wurde er mit der Diagnose Dementia praecox ins Louisiana State Asylum in Jackson eingewiesen, wo er 1931 im Alter von 54 Jahren starb. Dass es keine Aufnahmen von seiner Musik gibt, machte den auch als „King“ Bolden bekannten Bläser schon früh zum Mythos. Dem sich etwa Michael Ondaatje 1995 literarisch mit seinem Roman „Buddy Boldens Blues“ (TB dtv) widmete. Und nun der Regisseur Dan Pritzker filmisch mit „Bolden“, für das Startrompeter Wynton Marsalis den fabelhaften Soundtrack lieferte.

Mit der ihm eigenen Akribie tauchte er tief in die Historie ein, um ein Höchstmaß an musikalischer Authentizität zu sichern. „Wir wussten, was er spielte“, sagt Marsalis. „Wir kannten sein Repertoire; Musiker spielten es, und die Leute sprachen darüber. Ich habe viel recherchiert – wir wissen sogar, womit er sein Set eröffnet hat. Es gab also Wissen über ihn und darüber, wer er war und was er spielte.“

Dass von den 26 Tracks zehn auf Louis Armstrong verweisen, wofür Marsalis zur Trompete wechselt und seine Band zum mit Saxofonen (Ted Nash, Walter Blanding), zweiter Trompete (Marcus Printup) und Piano (Dan Nimmer) moderner besetzten Tentett aufweitet, ist angesichts von Buddys Einfluss auf Satchmo von bezwingender Logik und deshalb wohl nicht allein der Erzählstruktur des Films geschuldet. Nebst dem

obligaten „Basin Street Blues“ funkeln folglich solche Klassiker wie „Dinah“ (samt der Vokalistin Reno Wilson) oder der „Tiger Rag“ neben Marsalis' wunderhübsch betiteltem Original „Phantasmagoric Bordello Ballet“ und Jelly Roll Mortons famoser Hymne „Funky Butt (I Thought I Heard Buddy Bolden Say)“ in makellosem Armstrong-Stil.

Der Kornett-Sound des originalen Septetts (unter anderen mit dem superben Klarinettenisten Michael White) ist dagegen eine clevere Rekonstruktion: „Ich kombinierte die Stile von drei Trompetern, die von Bolden beeinflusst wurden: King Oliver, der mit einem großen Sinn für Würde spielte; Freddie Keppard, der mit Power und fast einem Ragtime-Feeling spielte und gut mit Effekten war; und Bunk Johnson, der einen rauchigen Ton hatte und sehr knackige, kurze Sätze spielte. Ich habe das Gefühl, dass Boldens eigentlicher Stil wahrscheinlich größer war als der aller drei.“

Was Wynton Marsalis daraus macht, ist die geniale Huldigung eines Mythos mit allem Drum und Dran – samt überschwänglichem Klarinetten-Jubel à deux und mitreißender Kornett-Ekstase zu packenden Marching-Band-Beats. Wobei sich der Bogen der klanggewaltig eingespielten Tracks von Buddy Boldens Opener „Come On Children“ über Originals wie „Shake It High, Shake It Low“ bis hin zum Funeral-Klassiker „Didn't He Ramble“ spannt, bis der opulente Soundtrack – den man mit der Lektüre von Ondaatjes Roman begleiten sollte – durch Wynton Marsalis' finale Verbeugung vor „Buddy's Horn“ stilvoll ausklingt.

Ob der legendäre Kornettist vor 120 Jahren wirklich diese Strahlkraft entfaltete, werden wir nie erfahren. Den Spirit jener frühen Kindertage des Jazz spiegelt freilich „Bolden“ in imposanter Attraktivität. Um es mit Giordano Bruno zu sagen: „Wenn es nicht wahr ist, ist es doch gut erfunden.“ Und dies absolut überzeugend.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Franco Ambrosetti Quintet:

Long Waves; Franco Ambrosetti (flh), John Scofield (g), Uri Caine (p), Scott Colley (b), Jack DeJohnette (dr)
Unit / Membran

Was muss das für ein Bild gewesen sein, als fünf Musiker im Januar diesen Jahres nacheinander im Sear Sound Studio in New York einliefen. Jeder für sich eine Legende: Gitarrist John Scofield, Drummer Jack DeJohnette, Pianist Uri Caine, Bassist Scott Colley und schließlich der Leader Franco Ambrosetti. Im Gepäck des Flügelhornisten ein paar Standards, dazu vier Kompositionen von ihm selbst und eine von George Gruntz. Alle scheint eine Botschaft zu einen: Mainstream muss keineswegs langweilig und abgekartet klingen, sondern im Gegenteil spannend und frisch.

Natürlich: Franco Ambrosetti gilt seit langem als Grandseigneur der Jazztrompete, die er hier durchweg gegen das weicher klingende Flügelhorn eintauscht. Diese noble instrumentale Haltung des Elderstatesman reicht er an seine Mitstreiter weiter, wenn er die Themen intoniert und ausbreitet. Aber Scofield, Caine und DeJohnette lassen sich keineswegs immer eingemeinden. Gerade der Gitarrist würzt in seinen Soli kräftig nach. Auch Uri Caine kann vom swingin Groove nicht lassen und setzt gerne pianistisch einen drauf.

Trotzdem ist dann die Ballade „Old Folks“ einer der Höhepunkte des Albums. Ein Wagnis: Immerhin wird der Song mit keinem Geringeren als Miles Davis konnotiert. Aber Ambrosetti blendet die existenzielle Tiefe und stählerne Härte von Miles komplett aus und deutet sie selbstbewusst in Richtung melancholischer Eleganz um. Dabei hatte Miles Ambrosetti einst über den Klee gelobt und behauptet, der könne schlicht alles spielen. Und wenn er in seiner Band einen Trompeter bräuchte, würde er Ambrosetti holen. Der blieb aber vor allem sich selbst treu. Man hört es bis heute!

Tilman Urbach



Musik
★★★★
Klang
★★★★

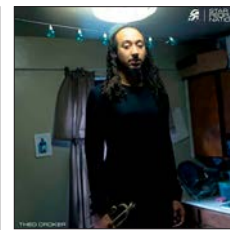
NUE Quartet, The Music Of Duke Ellington And Billy Strayhorn; Klaus Graf (as), Andreas Feith (p), Julian Fau (dr), Max Leiß (b); mochermusic / Heinzelmänn

Die Vorfreude wird schon durch den programmatischen Albumtitel geweckt. Fast sämtliche Stücke, die Duke Ellington und Billy Strayhorn komponierten, wurden, egal ob jeder für sich oder gemeinsam, Jazzklassiker.

Die Akribie, mit der sich der Altsaxofonist Klaus Graf (unterrichtet Jazzsaxofon an der Hochschule für Musik in Nürnberg) mit den Stücken der beiden Ausnahmekünstler befasste und seine Auswahl traf, deutet auf eine tiefgehende Beschäftigung mit deren musikalischem Vermächtnis hin. Dabei tappt er nicht in die Falle, eine Ellington-Retrospektive zu inszenieren, sondern kreierte mit seinem NUE Quartet eine moderne Auslegung der bekannten Orchesterstücke: Von den zügig gebotenen „Johnny Come Lately“ und „Cottontail“ über die Ballade „Daydream“ bis hin zu der fast 15-minütigen „Caravan“-Version kommt hochgradig swingendes Vergnügen auf.

Das beruht zum einen auf Grafs eigenständigem Altsaxofon-Sound, der keine Ähnlichkeit mit Ellingtons Star Johnny Hodges aufweist, und der motivreichen Gestaltung seiner Improvisationen. Aber auch an den Musikern seines Quartetts: Andreas Feith, der fein dosierte funky Piano-Phrasen in „Charpoy“ einstreut, Max Leiß mit fabelhaftem Pizzicato- und Bogen-Bassspiel in „Upper Manhattan Medical Group“ und Drummer Julian Fau, der „Chelsea Bridge“ mit einem feinen Latin-Touch versieht, sind kongeniale Begleiter und Solisten. Der einzige Titel, der nicht von Ellington/Strayhorn stammt, ist von Klaus Graf. Im Duo zelebriert er nach dem lyrischen Intro des Pianisten eine klangvolle Hommage „For Duke“.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Theo Croker: Star People Nation; Theo Croker (tp, synth), Irwin Hall (as, b-cl); Michael King (p, org, fender rhodes), Eric Wheeler (el-b), Rose Gold (voc) u. a. Masterworks / Sony

Was sich schon auf seinen Alben „Afro Physicist“ und „Escape Velocity“ andeutete, wird noch konsequenter in Theo Crokers neuer Produktion „Star People Nation“ umgesetzt: Der wandlungsfähige Trompeter bezieht jetzt noch intensiver Hip-Hop-Beats, erdige Basslinien und sich darüber auftürmende musikalische Collagen in sein Konzept ein. Für einen reibungslosen Ablauf des Geschehens sorgte sicher auch Crokers Einflussnahme als Produzent. In jeder seiner Kompositionen setzte er über sein Trompetenspiel hinaus durch Arrangement, Synthesizer-Einsätze, Samples und zeitliche Abfolge von Klangereignissen seine musikalischen Vorstellungen um.

Das wird schon im ersten Titel „Have You Come To Stay“ überzeugend praktiziert. Aus einem pulsierenden, mit starkem Groove untermalten Vokal-Mix entwickelt sich ein packendes Thema, das von dem Leader und dem Altsaxofonisten Irwin Hall repetiert wird. Bei Crokers sich daran anschließendem, in den hohen Lagen seines Instruments ausgeführten Solo hätte sicher Doc Cheatham, sein legendärer, ebenfalls Trompete spielender Großvater, den Daumen hochgehoben.

In „Wide Open“ setzt Croker über Michael Kings schillernde Fender-Rhodes-Motive und Kassa Overalls stimulierende Beats aparte Wah-Wah-Sound-Effekte, die spurenweise an Miles Davis' konsequent ausgeführte Exkursionen erinnern. In dem sonniges Karibik-Feeling verströmenden „Portrait Of William“ und mehr noch in „The Messenger“ sind Croker und seine Band voll in ihrem Element. Speziell in dem letztgenannten Titel werden in der exzellenten Improvisation des Pianisten Eric Lewis und in dem Beitrag des Leaders funky Hardbop-Erinnerungen in die Gegenwart überführt.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Chick Corea: The Spanish Heart Band – Antidote; Chick Corea (p, key), Marcus Gilmore (dr), Niño Josele (g), Steve Davis (tb); Concord / Universal

Vermutlich käme kein bildender Künstler auf die Idee, nach 40 Jahren zwei seiner berühmtesten Gemälde noch einmal neu auf die Leinwand zu bringen. Doch genau dieses Wagnis unternimmt Chick Corea auf seinem 99. Album „Antidote“, wo er neben „Armando’s Rumba“ und dem Titeltrack von „My Spanish Heart“ (1976) auch einige Stücke der 1982 mit Paco de Lucia eingespielten Erfolgsscheibe „Touchstone“ in neue Farben fasst.

Die dafür formierte „Spanish Heart Band“ ist – natürlich, muss man sagen – handwerklich über alle Zweifel erhaben. Der Drummer Marcus Gilmore, dessen Opa Roy Haynes einst Chicks Piano-Trio auf „Now He Sings, Now He Sobs“ befeuerte, bildet mit dem venezuelanischen Perkussionisten Luisito Quintero und dem kubanischen Bassisten Carlitos Del Puerto den kraftvollen Motor des multinationalen Oktetts, dem die Horn-Section Michael Rodriguez und Steve Davis mächtig Power einbläst. Während der fabelhafte Flötist Jorge Prado aus Madrid und der andalusische Gitarren-Star Niño Josele fürs authentische Flamenco-Feeling zuständig sind. Was zunächst „Duende“ und „The Yellow Nimbus“ (von „Touchstone“) bereichert, bevor sie „Zyriab“, ein Original ihres Lehrmeisters Paco de Lucia, mit Verve wunderbar neu beseelen.

Erstaunlicherweise ist Chick Corea der schwächste Part im polyrhythmisch brodelnden Geschehen und überzeugt nur am Klavier, so beim finalen „Admiration“. Elektrisch dagegen klingt er gestrig und seine Neuauflage von „My Spanish Heart“ mit dem Sänger Rubén Blades gar schwer nach Kamasi Washington. Trotz vieler grandioser Momente hinterlässt „Antidote“ so das seltsam schale Gefühl, es fehle etwas – frischer Zeitgeist vermutlich.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Rosario Bonaccorso: A New Home; Rosario Bonaccorso Quartet, Stefano Di Battista (sax); Millesuoni / Galileo

Der warme Klavierklang von Enrico Zanisi nimmt sofort für sich ein! Dazu kommt manch hochfliegende Phrase von Stefano Di Battistas Sax und Fluvio Sigurtàs Trompete. Unten stabilisieren Alessandro Paternes Schlagzeug und der Bass des Bandleaders Rosario Bonaccorso diese Musik, die offenbar nicht vom quicklebendigen Tirilieren und Jubilieren lassen mag – und trotzdem zutiefst melancholisch daherkommt. Dabei zeichnet der Bassist für alle Stücke auf seinem Album „A New Home“ verantwortlich.

Natürlich hat der Sizilianer als fester Bestandteil der italienischen Jazzszene mit so gut wie allen Großen gespielt: Mit den Trompetern Enrico Rava oder Flavio Boltrio etwa oder mit dem Drummer Roberto Gatto. International machte er sich als Sideman von Michael Brecker, Pat Metheny oder Elvin Jones einen Namen.

Schon die ersten Stücke des Albums zeigen, Bonaccorso hat eine feine kompositorische Feder! So könnte das zirkushafte „Ciaramel“ glatt ein Stück aus einem Fellini-Film sein. Ähnlich humorvoll geht es auf „Strange Weather“ weiter. Wobei es in rasend schnellem Tempo durchaus stürmisch wird. Stets ist es klanglich zum Varietee nicht weit. Solistisch halten sich die Akteure zurück und huldigen stattdessen dem gemeinschaftlichen Musizieren. Ganz romantisch und im besten Sinne sentimental wird es dann zum Schluss auf dem Titelstück des Albums. „A New Home“ will Bonaccorso als imaginären Ort verstanden wissen, an dem er nach sechs langen Jahrzehnten als Musiker über sein Leben nachsinnen möchte: über seine Familie, sein Dasein, über eigene Veränderungen und Metamorphosen. Heraus kommt eine wirklich sehr schöne Musik!

Tilman Urbach



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Alex Harding, Lucian Ban: Dark Blue; Alex Harding (bs, b-cl), Lucian Ban (p) Sunnyside / GoodToGo

Dunkle Motive und sperrige Auslegungen: Seit ihrem im Jahr 2002 eingespielten Debüt „Somethin’ Holy“ hat die Musik des rumänischen Pianisten Lucian Ban im Duo mit dem amerikanischen Baritonsaxofonisten Alex Harding nichts von ihrer Faszination verloren.

Mit den meistens im langsamen Tempo gebotenen Stücken ihres aktuellen Albums „Dark Blue“ demonstrieren Ban und Harding, wie harmonisch sich Spieltechniken aus der improvisierten Musik mit Einflüssen osteuropäischer Folklore und Klassik verbinden. Mit seiner bizarren Melodie erinnert „Tough Love“ an Themen von Thelonious Monk. Darüber hinaus folgt Ban aber auch den komplexen Improvisationen, die auf Pianisten wie Andrew Hill und Paul Bley hinweisen. Hardings Entgegnungen verleihen den Stücken mit ihrer perkussiven Intensität noch stärkere Dramatik. Man merkt, wie sicher der Baritonsaxofonist im Mainstream wie auch der Avantgarde agieren kann.

Das mit verträumten Piano-Melodien einsetzende „Chakra“, dem sich Harding mit lyrischen Saxofonbögen anschließt, klingt wie eine Meditation. In dem impressionistischen „Black Sea“ glaubt man die Bewegung der Wellen zu spüren, vermeint das Flimmern von Sonnenstrahlen auf dem Meer zu sehen; Fantasien, die nicht zuletzt auf Hardings quirligem Bassklarinettenspiel beruhen. Wenn der Titel „Not That Kind Of Blues“ eine etwas andere Blues-Interpretation verspricht, dürfte das sicher eine ironische Irreführung sein. Leidenschaftlich stürzt sich Harding in die ihm offenbar bestens vertraute Region afroamerikanischer Musik. Dabei entfacht sein markanter Sound eine Sogwirkung, die Lucian Ban ebenfalls auf die Blues-Route befördert.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Charnett Moffett: Bright New Day; Charnett Moffett (el-b), Scott Tixier (v), Brian Jackson (key), Jana Herzen (voc, g), Mark Whitfield, Jr. (dr)
Motéma / Pias

Manchmal ist es bedauerlich, wenn ein hervorragender Kontrabassist sein Instrument im Koffer lässt und stattdessen lieber zum E-Bass greift. Das führt nicht selten zum Verlust ausdrucksvoller Klangfärbung. Eine der rühmlichen Ausnahmen ist Charnett Moffett: Seine virtuos, auf dem bundlosen E-Bass kreierten Linien und Figuren haben eine vokale Qualität.

In seinem „Bright New Day“-Album fließen spirituelle Klänge, Musik aus anderen Kulturen, Funk, Fusion und Modern Jazz zusammen. Schon bei der Vorstellung epischer Themen wie „Holy Spirit“ und „O My God Elohim“ wird die wichtige Funktion von Scott Tixier angedeutet. Mit seinem figurenreichen Violinspiel ergänzt er prächtig die Einsätze des Leaders, der mit seinem alles beherrschenden Groove jedes Stück vorwärtstreibt. In dem von nordafrikanischer Musik beeinflussten „Free Slaves“ erinnert Moffett an den Free-Funk, den Ornette Coleman mit seiner Band Prime Time inszenierte. Das von dem berühmten Altsaxofonisten postulierte „Harmolodic“-Konzept, bei dem jeder Spieler die Möglichkeit hat, seine Beiträge nach den Bewegungen der Melodie auszurichten, ist auch Moffett bestens vertraut. Durch hypnotische Thema-Wiederholungen entfaltet sich dabei zusätzlich eine magische Wirkung.

In „Precious Air“ wird Jana Herzen (Gründerin und Produzentin von Motéma Records) als Sängerin gefeiert. Sie hat eine sympathische Stimme, doch mir gefallen ihre Interaktionen als Gitarristin in „Netting“ – im Austausch mit dem Bassisten und dem Violinisten – noch besser. Zum Ausklang läuft Moffetts Ensemble in dem Albumtitel „Bright New Day“ mit vitalen Exkursionen wie auch meditativen Parts zur Höchstform auf.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★☆

Daniele di Bonaventura Band'Union: Garofani rossi; Daniele di Bonaventura (bandoneon, p), M. Peghin (10-string g), F. del Gaudio (b), A. Laviano (dr)
Tûk / Edel

Lieder des Widerstands und der Revolution sind ja, vorzugsweise von großen Menschenmassen, „auf den Straßen zu singen“ (Hanns Eisler). Entsprechend schlicht und eingängig sind sie gehalten. Interessieren sich Jazzmusiker dafür, solche Lieder zu spielen? Nicht nur Peter Brötzmann oder Das Kapital haben es getan („Einheitsfrontlied“), auch Feingeister wie Charlie Haden (mit seinem Liberation Music Orchestra) oder Jan Garbarek („Hasta Siempre“). Jetzt nimmt der italienische Bandoneonist Daniele di Bonaventura sich ihrer an. Ihn kennt man etwa als Duopartner von Paolo Fresu, auf dessen feinem Label Tûk er nun erscheint.

Wie der wortspielerische Bandname „Band'Union“ sein Instrument mit der Vorstellung eines Kollektivs verknüpft, hat Witz. „Garofani rossi“ („Rote Nelken“), der Titel des Albums, und die Wandmalerei auf dem Cover weisen auf die „Nelkenrevolution“ von 1974 in Portugal, das Ende der Militärdiktatur. Ausgelöst wurde sie durch ein Lied: „Grândola, vila morena“, das 2013 gegen die Sparpolitik von Regierung und Troika erneut aktiviert wurde.

Dieses stellt Bonaventura ins Zentrum seines Albums, umgeben von „Hasta siempre“, „Bella ciao“, „Die Internationale“, „El pueblo unido ...“ und anderen Klassikern des Genres. Mit seinem Quartett unterstreicht er ihren kantablen Gestus, reichert sie harmonisch an und schafft Raum für einfühlsame Improvisationen. Der Klang des Bandoneons verleiht dem Ganzen einen Hauch von modernem Tango, sein Zusammenspiel mit einer zehnsaitigen Gitarre ist von kammermusikalischer Finesse. Kampflieder als filigran-mediterraner Jazz, ohne ihr widerständiges Potenzial glattzubügeln.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★☆

Julie Sassoon & Willi Kellers: Waves; Julie Sassoon (p), Willi Kellers (dr, perc); Jazzwerkstatt

Ein grundlegendes Problem der meisten, aber durchaus nicht aller Tonträger mit improvisierter Musik ist ihr Mangel, dass ihnen ein wesentlicher Aspekt des Kangerlebens fehlt. Nämlich jener der visuellen Kommunikation der beteiligten Akteure – der gegenseitige Austausch von Blicken als steuerndes Element des akustischen Reiz-Reaktions-Schemas etwa. Und, auch das, die Beobachtung der oft vertrackten Bewegungsmuster avantgardistischer Kangerzeugung, die den Hörer um eine optische Komponente sinnfällig erweitern. Was live recht einfach ein Publikum in seinen Bann zu ziehen vermag, gerät so in verminderter Schönheit vor der heimischen Anlage nicht selten zur anspruchsvollen Aufmerksamkeits-Übung in Sachen erbaulicher Klangkonsumation.

Dies gilt auch für das famose Duo der Pianistin Julia Sassoon mit dem Schlagwerker Willi Kellers, deren jüngstes Opus „Waves“ sich seltsamerweise auf zwei CDs aufteilt – gut 40 Minuten „Live In Munich“ mit fünf Tracks und eine exakt 14:59 Minuten lange „rbb Session“ namens „The Cormorant“. Allein schon um die Subtilitäten spannungsreich-flirrender Flügel-Erregung angemessen zu erfassen, empfiehlt sich überdurchschnittliche Abhör-Lautstärke. Agierten die beiden Improvisations-Artisten doch ausgesprochen delikat miteinander in, so Kellers treffend, „metaphysischer“ Verbundenheit. Wobei sein gewitztes Pulsen auf Cymbals und diversen Perkussions-Instrumenten gar von vibrierender Mundharmonika und fröhlichem Gezwitscher umspielt wird, in deren atmenden Flow Julie Sassoon stupende Pianoklänge webt, die von zartesten Melodie-Tupfern bis harte Attacke reichen.

Dynamisch wie klanglich bunt-schillernd, entwickeln sich so originelle Soundscapes von faszinierender Intensität.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

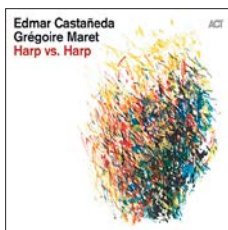
Partisans: Nit De Nit; Phil Robson (g), Julian Siegel (ts, ss, b-cl), Thaddeus Kelly (b), Gene Calderazzo (dr)
Whirlwind / Indigo

In Großbritannien wurden schon vor mehr als zwei Dekaden die Partisans – nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Punk-Gruppe – als eine der experimentierfreudigsten Jazzformationen gefeiert. Mit ihrem Bop-, Jazz-Rock- und Fusion-Konzept hatten die Leader Julian Siegel (Saxofon) und Phil Robson (Gitarre) offene Türen eingeernt.

Trotz dieses langen Zeitraums nahmen die Partisans nur wenige Platten auf. Welche musikalische Pyrotechnik sich bei ihren Konzerten entlädt, demonstrierten sie im Herbst 2018 im Londoner Vortex Jazzclub. Als Einstieg für ihr erstes „Live“-Album wählten sie Charlie Parkers „Klact-Oveeseds-Tene“, das sich mit Siegels ebenfalls im Bop angesiedelten Thema „Max“ verbindet. Die nachfolgenden heftigen Improvisationen des Saxofonisten und des Gitarristen Phil Robson lassen aufhorchen. In dem mit einem markanten Riff eingeleiteten „That's Not My Bag“ wird in furiosen Beiträgen ein Szenario beschrieben, das man, wenn man Pech hat, am Flugplatz bei der Gepäckausgabe erleben kann. Hektische Saxofon-Chorusse und schnelle Wechsel zwischen Rhythmus- und Solospiel des Gitarristen veranschaulichen diese Situation.

Das von dem E-Bassisten Thaddeus Kelly angedeutete „John, I'm Only Dancing“ (ein Hit von David Bowie) wird von den Partisans in wechselnden Stimmungsbildern wiedergeben. Der Song wird im Gegensatz zum Original ziemlich entschleunigt und von Robson in ein Blues-Ambiente überführt. Bevor es in „Last Chance“ zu wilden Rock-Jazz-Diskursen kommt, führen Siegel auf der Bassklarinette und der Gitarrist ein Zwiegespräch. Es ist die Ruhe vor dem Sturm, bis das Stück zum Schluss so entspannt wie zu Beginn ausklingt.

Gerd Filzgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Edmar Castaneda & Grégoire Maret:
Harp vs. Harp; Edmar Castaneda (harp), Grégoire Maret (harmonica) u. a.
ACT / Edel

Harfe gegen Harfe – und das im Jazz? Meinen die das ernst? Aber der Titel „Harp vs. Harp“ ist eine kleine Irreführung. Tatsächlich spielt der Kolumbianer Edmar Castaneda die aufrecht stehende korpuslose Harfe, während der aus der Schweiz stammende Grégoire Maret zur Mundharmonika greift. Heraus kommt eine Musik, deren Spielfreude überwältigt und weit über den Jazz ins Weltmusikalische hinausweist.

Castaneda ist hörbar in der südamerikanischen Folklore von Argentinien bis Mexiko zu Hause. Vor allem ist der Wahl-New-Yorker aber ein Musiker, der sein Instrument vollkommen neu klingen lässt und dessen Möglichkeiten musikalisch wie klanglich ausweitet. Mühelos kann er die Bassbegleitung ersetzen, die Saiten funky zupfen oder auch konventionell zum Klingen bringen. Und Maret spielt tatsächlich so gut und lässig, als wäre ein neuer Toots Thielemans geboren. Man kennt ihn vor allem durch seine Zusammenarbeit mit Pat Metheny.

Das eigentlich Spannende an dieser New Yorker Session aber ist ihr instrumentales Line-Up, denn zur ungewöhnlichen Paarung von Harfe und Mundharmonika gesellen sich ein Banjo und mitunter die rezitierende Gesangsstimme von Andrea Tierra. Da ist es zum Tango nie weit. Aber der stilistische Bogen spannt sich wirkmächtig über Kontinente. So tönt Béla Flecks Banjo elektronisch gebläht mitunter wie eine Oud, eine arabische Knickhalslaute. Manche Songs wie Luiz Bonfás „Manha de Carnaval“ sind so bekannt, dass sie direkt und manchmal arg eingängig ins Ohr finden. Interessanter sind Stücke wie Charlie Hadens „Our Spanish Love Song“. Am Ende steht eine Musik, die trotz ihres iberischen Idioms über weite Strecken ortlos ist. Wunderschön!

Tilman Urbach

URS LEIMGRUBER
WILLISAU
JACQUES DEMIERRE
BARRE PHILLIPS
THOMAS LEHN

Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Urs Leimgruber u. a.: Willisau; Urs Leimgruber (ss, ts), Jacques Demierre (p), Barre Phillips (b), Thomas Lehn (analogue synth); Jazzwerkstatt

Seit fast 20 Jahren zelebrieren die Herren Leimgruber, Demierre und Phillips als LDP-Trio die Kunst improvisatorischer Interaktion jenseits üblicher Klischees. Angesichts ihres Instrumentariums scheint es da nicht allzu gewagt, zumindest geistige Verbindungslinien zu „Jimmy Giuffrè 3“ zu ziehen. Denn auch dort spielten sorgfältiges Hören und kontrollierte Emotionen die entscheidende Rolle bei der Klanggestaltung.

Dass die drei nun erstmals einen Tonträger als Quartett mit dem Analog-Synthesizer-Spezialisten Thomas Lehn vorlegen, erweitert ihr Ausdrucksspektrum überaus stimmig. Wobei die zwei ganz unterschiedlichen Explorationen auf „Willisau“ namens „Monkeybusiness 1 & 2“ ganz gewiss kein fauler Zauber oder Unfug sind, sondern das Ergebnis langjähriger Vertrautheit samt dem daraus resultierenden Gespür fürs jeweilige Momentum.

Natürlich ziehen sie dabei lustvoll alle Register avantgardistischer Klang-erzeugung. Jacques Demierre etwa schillert am Flügel von perkussivem Clustern über pointiertes Getaste bis zu flirrenden Arpeggios auf den Saiten. Was in dynamisch faszinierender Bandbreite fabelhaft mit dem delikaten Gebläse von Urs Leimgruber korrespondiert, der haucht, schnauft, atmet, schnattert, was Bass-Großmeister Barre Phillips mit subtilen Einwürfen mit dem Bogen quer durch alle Lagen und markant pulsenden Beats hinreißend kommentiert. Thomas Lehns zwischen Noise und vibrierenden Lines oszillierende Synthi-Sounds setzen dazu feine Duftmarken im grandios durch Zeit und Raum mäandernden Flow, der voller Überraschungen steckt. Und von Martin Pearson derart brillant dokumentiert wurde, dass dieses Live-Album auch klanglich ein spektakuläres Erlebnis ist.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Philipp Teriete: Afterglow; Dave Pierto (sax, fl), Joe Hertenstein (dr) u. a. QFTF / Galileo

Wie spielt und komponiert jemand Jazz, der Musiktheorie und klassisches Klavier studiert hat, der in die Musik der vergangenen Jahrhunderte hineingehört und sogar zwei Klavier-Solo-Einspielungen von Bartók und Enescu vorgelegt hat? Für sein Jazzdebüt „Afterglow“ jedenfalls hat der westfälische Philipp Teriete ein paar in New York ansässige Musiker verpflichtet.

Tatsächlich kommen Terietes Stücke sehr melodisch und ausgefeilt daher. Dabei macht der Pianist Reisen in die verschiedensten Himmelsrichtungen für die stilistischen Einflüsse verantwortlich. Bis nach Westafrika und Skandinavien, wo Teriete in Oslo bei Helge Sunde und Geir Lysne Jazzkomposition studiert hat, reichen die musikologischen Beeinflussungen. Darüber hinaus mag er nicht von der zeitgenössischen Musik lassen: Holliger, Penderecki und Ligeti benennt er als Ahnherren für sein ursprünglich für Streichquartett, Oboe und Klavier geschriebenes „Poussières d’Etoile“. Hier mutiert der vertonte Weltraumflug zur schrägen Jazzquartett-Erfahrung. In „On the Way To The Sun“ findet sie schließlich ihre Fortsetzung als Free-Jazz-Abstecher, der auf einer von Teriete grafisch notierten Grundlage fußt. Auch Enescus Pianostücke feiern fröhliche Urständ und pflanzen sich im impressionistischen „New York Nocturne“ fort.

Gerade in solchen Stücken kommt die Qualität der Band zum Tragen: Martin Winds schön gezupfter Bass oder Elias Meisters Gitarre. Kein Zweifel: Philipp Teriete gelingt einiges auf diesem Album. Und doch wirkt es manchmal, als kämen die Mitmusiker nicht recht zum Zug, weil der Leader sie allzu sehr an seine kompositorischen Vorstellungen bindet.

Tilman Urbach



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Gianluigi Trovesi, Gianni Coscia: La misteriosa musica della Regina Loana; Gianluigi Trovesi (alto and piccolo clarinets), Gianni Coscia (acc) ECM / Universal

Wo soll man mit der Erinnerung an einen Freund beginnen? Schon im Alter von 14 Jahren komponierte der Akkordeonist Gianni Coscia „Interludio“, was den um ein Jahr jüngeren Umberto Eco zu einem Gedicht anregte. Die poetische Melodie steht am Anfang einer außergewöhnlichen Hommage an den weltberühmten Schriftsteller und Philosophen Umberto Eco, schließt aber gleichzeitig auch die musikalischen Fantasien von Coscia und die seines Duo-Partners, des virtuosen Klarinettenisten Gianluigi Trovesi, mit ein.

Als Inspiration diente dem Duo Ecos Roman „Die geheimnisvolle Flamme der Königin Loana“. Darin wird die Geschichte eines aus dem Koma erwachten Mannes erzählt, der sich zwar an viele Geschehnisse in seinem Leben erinnern kann, aber nicht weiß, wer er ist. Wie in einem Wachtraum ziehen an dem Protagonisten politische Ereignisse, Beziehungen, Filme, Musik und Comics vorüber. Die 19 Titel des Albums kann man auch als Soundtrack für Ecos Buch auffassen. In den überwiegend kurzen Stücken kommt es zu vielschichtigen musikalischen Exkursionen, wie in den drei Parts von „Nebjana“, die sich auf den Zyklus „Im Nebel“ von Leos Janáček beziehen. Mit heißer Intonation beschwört Trovesi im „Basin’ Street Blues“ den Spirit von New Orleans, und in Glenn Millers „Moonlight Serenade“ lebt die Swing-Ära auf. Mit „As Time Goes By“ und „Bel Ami“ erinnert das Duo an Filmklassiker. Dazu fügt sich ein romantisches Liebeslied wie „In Cerca di te“ ein.

Im Kontrast dazu steht „Fischia Il Vento“. Darin wird „Bella Ciao“, ein Lied der italienischen Widerstandsbewegung, mit dem sanften Widerhall freier Passagen vorgetragen.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Matt Slocum: Sanctuary; Gerald Clayton (p), Larry Grenadier (b), Matt Slocum (dr); Sunnyside / GoodToGo

Schon als Kind war Matt Slocum von den Rhythmen der Marschkapellen fasziniert, die durch die Straßen seines Geburtsorts New Richmond, Wisconsin, zogen. Zwar sorgten seine Eltern dafür, dass er zunächst das Klavierspiel erlernte, doch sein Weg als Schlagzeuger war schon damals vorgezeichnet.

Bereits seit geraumer Zeit sind einige Drummer nicht ausschließlich auf den Groove einer Band fixiert, sondern arbeiten als Komponisten und Pädagogen. Matt Slocum ist für alle drei Tätigkeiten prädestiniert. Das demonstriert der Musiker erneut mit acht erstklassigen Originals, die den Hauptanteil seiner Platte „Sanctuary“ ausmachen. Dafür nahm er sich die Freiheit, ohne konzeptionelle Hintergedanken alles in Noten festzuhalten, wozu er gerade Lust hatte. Das Resultat ist erstaunlich. Bei dieser Arbeitsweise entstand nicht etwa ein kunterbuntes Sammelsurium, sondern ein in sich schlüssiges Album.

Das verdankt Slocum auch seinen Triopartnern: Gerald Clayton gehört zu den swingenden Mainstream-Pianisten, seine Improvisationen reichern Stücke wie „Consolation Prize“ und „Anselmo“ mit melodischen Motivketten an. Über Larry Grenadiers Qualitäten braucht man kaum Worte zu verlieren: Der gefragte Bassist glänzt als Sidemen auf Sessions mit Stars wie dem Saxofonisten Charles Lloyd und dem Pianisten Brad Mehldau sowie mit eigenen Aufnahmen. Mit seinen subtilen Polyrhythmen ist Matt Slocum, der in „Star Prairie“ Erinnerungen an vertraute Orte aus seiner Biografie weckt oder in „A Dissolving Alliance“ Andeutungen über das Weltgeschehen macht, ein kreativer Gestalter, der mit vielen Texturen die Originalität seines Trios unterstreicht.

Gerd Filtgen